



3

1964

Stern der Neger



P. General in Südafrika

Unser Pater Generalsuperior R. Lechner ist von seiner halbjährigen Visitationsreise durch die Diözese Lydenburg in Südafrika wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Auf den einzelnen Missionsstationen wurde Pater General von den Eingeborenen ganz besonders herzlich begrüßt. Man überreichte ihm Willkommengeschenke (unser Bild). Die wichtigsten Probleme, die er in unserer Missionsdiözese zu besprechen und zu regeln hatte, war die Übernahme der Leitung des Knabenseminars in Lucka zur Heranbildung des einheimischen Priesternachwuchses.

Die Heinzelmännchen von Tarma

Stern der Neger

ZEITSCHRIFT DER MISSIONARE
SÖHNE DES HLST. HERZENS JESU

Mai/Juni 1964

Jährlicher Bezugspreis:
DM 3.— S. 15 Lire 500

Einzahlung: Missionshaus Josefstal
Postscheckkonto Stuttgart 540 66
Scheckkonto 862 11 Stern der Neger
Herz-Jesu-Missionshaus Milland
Bressanone/Brixen
C. C. P. 14 7392 Trento

Bestellung: Missionshaus Josefstal
709 Ellwangen/Jagst Postfach 28 —
Missionshaus Maria Fatima
Unterpremstätten bei Graz —
Herz-Jesu-Missionshaus Milland
Brixen

Herausgeber und Verleger:
Kongregation der Missionare Söhne
des Hl. St. Herzens Jesu
Ellwangen/Jagst Josefstal
Schriftleitung:

P. Udo Baumüller MFSC
Missionsseminar St. Josef
709 Ellwangen/Jagst Postfach 28

Druck: Schwabenverlag AG
Zweigniederlassung Ellwangen/Jagst
Mit kirchl. Druckbewilligung
und Erlaubnis des Generalobern

Unsere Bilder: Fides 8; Patzelt 4;
Gorzegno 3; Starker 3; Singer und
Oberstaller je 2; Wellenzohn, Fischer,
Huber, Rechenmacher je 1.

Wohl der bisher ansprechendste Film, den uns die deutsche Botschaft in Lima zusandte, war der „Heinzelmännchen-Film“. In frohen lebendigen Farben, bei freudig-beschwingter Musik ist hier – für Kinder und Erwachsene – das in früheren deutschen Volksschullesebüchern abgedruckte Gedicht „Die Heinzelmännchen von Köln“ spannend verfilmt. Wenn auch in Deutsch gesprochen, so ist die Handlung doch leicht verständlich und wurde jedesmal bei den Vorführungen übers Mikrofon noch eigens erläutert, so daß Lehrer wie Schüler, Erwachsene wie Kinder, sich 1 1/2 Stunden an Handlung und Musik dieses herrlichen deutschen Kinderfilms ergötzen konnten. Alle Zuschauer waren voll des Lobes. Der Schuldirektor von Tupin erklärte mir in der Zwischenpause: „Padre, dieser Film ist sehr interessant. Ich habe noch nie so etwas gesehen. Uns Peruanern

fehlt leider die Welt der Sagen und Märchen, wie sie wohl in den Köpfen der deutschen Kinder herumspuken.“

Zum Glück ist bei allen 20 Vorführungen weder die Projektionslampe durchgebrannt, noch der Filmstreifen gerissen. Doch ums Haar hätte es einem Kind das Leben gekostet. Ein Mädchen stieg aus Neugierde über die Bühne des großen Salons der Schule 482, um von oben her nochmals diesen köstlichen Film zu sehen. Die schwache Kartondecke brach durch und vor der Leinwand erschienen strampelnde Kinderbeinchen. Alles schrie vor Schreck laut auf. Zum Glück hatte sich das Mädchen noch verfangen. Die Kinder kommentierten sofort, es sei ein Milagro gewesen, daß nichts passierte, weil diese Schülerin aus der 3. Klasse die beste in Religion sei und nie bei der Sonntagsmesse fehle.

P. J. Lang

In den letzten 24 Stunden

In den letzten 24 Stunden seines Aufenthalts in Juba im Südsudan, nachdem er bereits die Nachricht von seiner Ausweisung erhalten hatte, schrieb Bischof S. Mazzoldi einen ergreifenden Abschiedshirtenbrief an seine 240 000 Gläubigen.

„Taufet eure Kinder! Ihr dürft sie selbst taufen. Die Taufe er-

öffnet euren Kindern den Himmel. Sobald ein Kind imstande ist, etwas zu verstehen und zu sprechen, lehrt es die Namen Jesu und Mariä, erzählt ihm von ihnen und lehrt es das Kreuzzeichen machen und einige Gebete. Haltet das Gesetz Gottes in der Ehe! Ein Christ darf nämlich nur eine einzige Person hei-

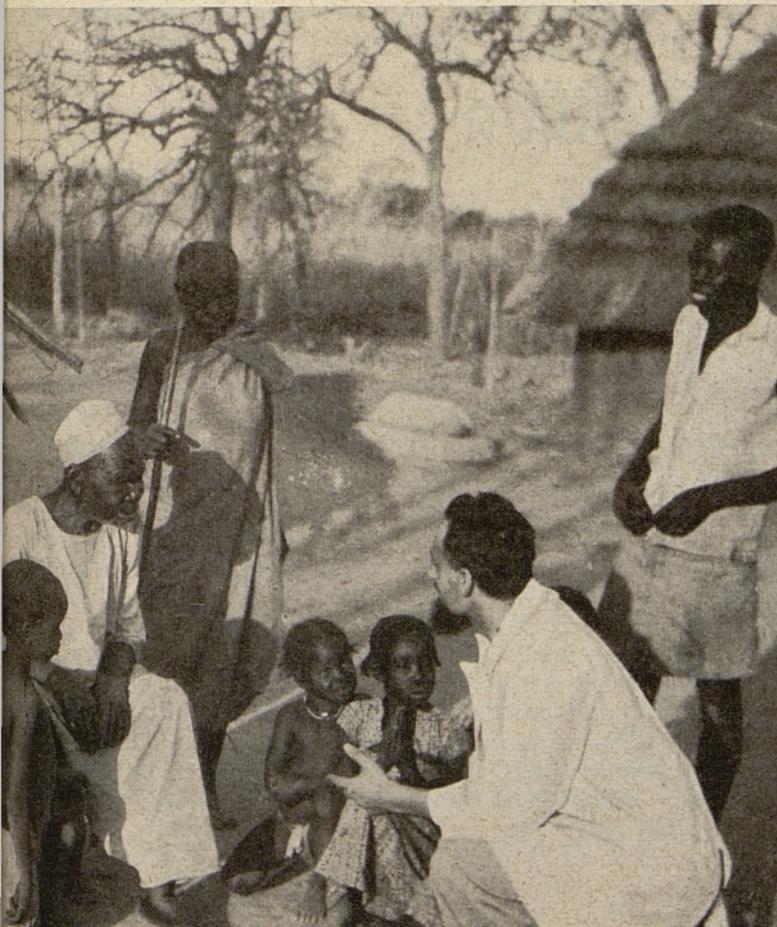
raten und keine andere, bis diese stirbt. Wenn zwei Leute heiraten wollen und innerhalb eines Monats kein Priester zu erreichen ist, so sollen sie nach einem Akt der vollkommenen Reue in der Gegenwart von zwei Zeugen sich gegenseitig das Eheversprechen ablegen. Der Katechist soll dies ins Register eintragen.

Wenn ihr erkrankt oder ein anderer Christ im Dorf krank ist, so sollt ihr vollkommene Reue erwecken oder dem Kranken dabei behilflich sein.“

Der Bischof gab der Herde seiner Gläubigen auch ein paar praktische Winke, wie sie weiterhin ein christliches Leben führen könnten und sollten:

„Versammelt euch an den Sonntagen! Dabei soll einer vorbeten und einige Stellen aus der Heiligen Schrift vorlesen! Verliert nicht den Mut, wenn die Missionare fortgeschickt worden sind! Dies ist eine große Prüfung, aber mit Gottes Hilfe wird die Lage sich wieder ändern, und einige Priester eures eigenen Stammes werden ja bei euch bleiben. Bewahrt inzwischen den Schatz des Glaubens, den euch niemand nehmen kann, wenn ihr ihn nicht selbst aufgibt. Sogar voneinander getrennt, wollen wir füreinander beten und Gott anflehen, daß die Zeit der Drangsal abgekürzt werde. Gott segne euch! Gelobt sei Jesus Christus in alle Ewigkeit!“

Ein Missionar unterhält sich mit einer noch heidnischen Familie.





Das Ende einer Mission

Am 9. März dieses Jahres trafen in einem Flugzeug 135 Missionare und Missionsschwester, die aus dem Sudan vertrieben wurden, in Rom ein. Auf dem römischen Flugplatz Fiumicino wurden sie von Kardinal Agagianian und Erzbischof Sigismondi, dem Präfekten und dem Sekretär der Propagandakongregation, sowie von anderen Prälaten und Persönlichkeiten begrüßt.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier alles wiedergeben, was die Patres zu erzählen wußten. Daher beschränken wir uns nur auf ein paar typische Aussagen, die schlaglichtartig die derzei-

tige Situation der Kirche im Südsudan beleuchten.

Viele Missionare haben einstimmig bestätigt, wie gemeine Verbrecher vertrieben worden zu sein, ohne daß man ihnen die Möglichkeit gelassen hätte, irgendetwas mitzunehmen. P. Paolo Busnelli von der Station Nzara in der Ap. Präfektur Mopoi hat erklärt, bis an die Zähne bewaffnete Polizei hätte die Mission umzingelt und den Missionaren kaum eine Stunde Zeit gewährt, sich zur Abreise bereit zu machen. Er konnte gerade noch etwa 40 Christen zusammenrufen, denen er die Generalabsolution erteilte und ihnen

dann die im Tabernakel aufbewahrten konsekrierten Hostien zur Kommunion reichte. Das selbe tat Msgr. Domenico Ferrara, der Ap. Präfekt von Mopoi. P. Cirillo Tescaroli überließ die konsekrierten Hostien der Obhut einheimischer Schwestern von denen er einer auftrag, sie an die Mitschwester und Gläubigen auszuteilen. Alles Eigentum der Mission wurde von den sudanesischen Behörden beschlagnahmt.

Trotz all dieser unliebsamen Erlebnisse, welche die Missionare hatten mitmachen müssen, sagte einer von ihnen: „Nicht wir sind bemitleidenswert, sondern die



P. Gioretti erzählt einem in Rom studierenden sudanesischen Priester mit tiefer innerer Bewegung von den Vorgängen während der Austreibung aus dem Sudan.

Die Missionare und Missionsschwestern beim Verlassen des Flugzeugs, das sie von Khartum nach Rom brachte.

dort unten zurückgebliebenen Christen. Was werden sie ohne uns anfangen? Wer wird sich um ihre religiöse Betreuung kümmern?" Tatsächlich ist die Lage der Kirche im südlichen Sudan nun äußerst tragisch. Es sind nur 21 einheimische Priester zurückgeblieben, sieben im Vikariat Rumbek, fünf in jenem von Wau, drei in jenem von Juba und je drei in den beiden Präfekturen Mopoi und Malakal. Dazu bleiben im Südsudan noch Bischof Irenäus Dud und der Apostolische Administrator von Rumbek, Msgr. Linus Tiboy, der nicht Bischof ist. Vier weitere sudanesischen Priester befinden sich

studienhalber oder aus anderen Gründen im Ausland. Nach Ansicht der sudanesischen Regierung sollte dieses Häuflein von Priestern zur religiösen Betreuung von 500 000 Katholiken in 52 Missionsstationen genügen. Die Regierung hat auch den Studenten des Priesterseminars von Tore versprochen, ihnen zu ermöglichen, daß sie ihre Studien fortsetzen könnten. Wie aber soll ein derartiges Versprechen gehalten werden, wenn die Alumnen nun ohne Rektor und ohne Professoren sind? Im Südsudan waren in letzter Zeit einige diözesane religiöse Gemeinschaften ins Leben ge-

rufen worden, von denen besonders die weiblichen in Blüte standen. Nun sind alle diese Genossenschaften in Auflösung begriffen. In Mopoi wurde sowohl die Genossenschaft der Brüder als auch jene der Schwestern einfach aufgelöst. In Juba bestand seit zirka 12 Jahren die Kongregation der Brüder vom Heiligen Martin de Porres. Ihr Generaloberer wurde am 4. März von der Polizei verhaftet; zehn Profefbrüder, die in drei Missionsstationen im Einsatz standen, wurden nach Juba geschafft und unter Hausarrest gestellt; die Aspiranten und Novizen wurden kurzweg heimgeschickt.

In Juba gab es auch die Kongregation der Schwestern vom Heiligsten Herzen, die alle Lehrerinnen waren. Zwanzig von ihnen hatten bereits die Gelübde abgelegt.

Die Missionare können nicht sagen, wie es den Katechisten ergehen wird, aber alle sind der Überzeugung, daß diese Männer ihrer Aufgabe nicht mehr werden nachgehen können.

Die Christen des Südsudan haben den abreisenden Glaubensboten klar ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit bezeugt und auch bekundet, wie schwer sie nun die

Missionare vermissen werden. Zu Torit z. B. trafen einen Tag vor dem Abtransport der Missionare von den frühen Morgenstunden bis zum Abend dauernd Gläubige ein und erbat von den scheidenden Priestern Andenken. Am darauffolgenden Morgen um sechs Uhr früh sah eine Menge von Leuten weinend der Abfahrt der Missionare zu.

Im Knabenseminar zu Okaru, 39 Meilen von Torit, brachen die Alumnen in Tränen aus, als die Polizei eintraf, um die Patres abzuholen.

Mit der Vertreibung des gesamten Missionspersonals aus dem Südsudan fand die harte Aktion gegen die Missionen ihr Ende. Bekanntlich wurde damit im Jahre 1957 mit der Wegnahme aller Missionsschulen begonnen. Es folgten dann die Verbote der Betätigung auf karitativem und medizinischem Gebiet, so daß nicht einmal mehr Arzneimittel gratis an die Bevölkerung verteilt werden durften. Man kam schließlich mit den Erlässen vom Mai 1962 sogar zur Einschränkung des rein religiösen Apostolats, welches mit den berüchtig-

Auf einer im Urwald verlassenen Außenstation verteilt eine Combonianer-Schwester nach dem Unterricht Nahrungsmittel. Wer gibt ihnen jetzt zu essen?



ten „Missionary Societies Regulations“, die Ende 1962 erlassen wurden, noch eine bedeutende Verschärfung erfuhren. Mit diesen neuen Bestimmungen hat die Regierung nicht nur die Freiheit der ausländischen Missionare, die zu Unrecht des Einverständnisses mit Rebellen des Südens bezichtigt wurden, eingeschränkt, sondern die christliche Religion als solche getroffen, indem sie die religiöse Betreuung der Gläubigen behinderte. Auch die sudanesischen Priester waren ja verpflichtet, von den Behörden

die Genehmigung zu erbitten, wenn sie sich aus pastorellen Gründen von einem Ort zum andern begeben wollten. Sogar Msgr. Dud mußte sich diese Beschränkung gefallen lassen. Ohne reguläre Erlaubnis eine Reise zu unternehmen, hieße riskieren, ins Gefängnis zu wandern, wie es wiederholt geschehen ist.

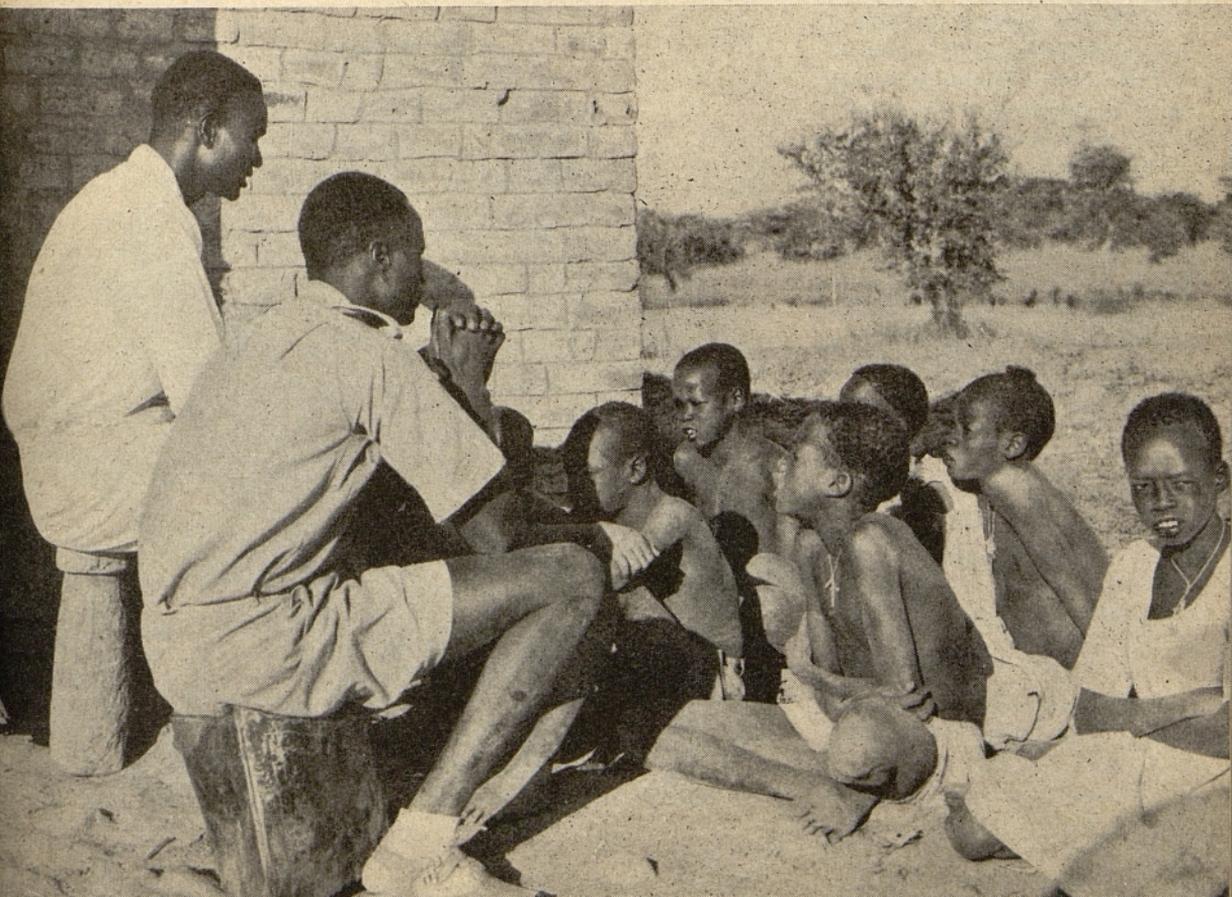
In dieser letzten Zeit war es auch verboten, ohne Genehmigung der Zentralregierung Kapellen oder Kirchen zu bauen, während für die Restaurierung eines kirch-

lichen Gebäudes die Zustimmung des Provinzgouverneurs erforderlich war. Man muß hinzufügen, daß auf diesbezügliche Ansuchen nie eine Antwort erfolgte.

Die Katholiken und Protestanten des Südsudan sehen sich heute durch die ungerechtfertigte Vertreibung der Missionare ihrer Seelenhirten beraubt. Die noch heidnische Bevölkerung sieht ihr Recht, die Religion zu wählen, der man anzuhängen wünscht, bedroht.

Fides

Ein schwarzer Katechet, der früher und jetzt noch mehr durch die sudanesische Obrigkeit zu leiden hat. Er erklärt mit seinem Kollegen einigen Burschen den Katechismus.

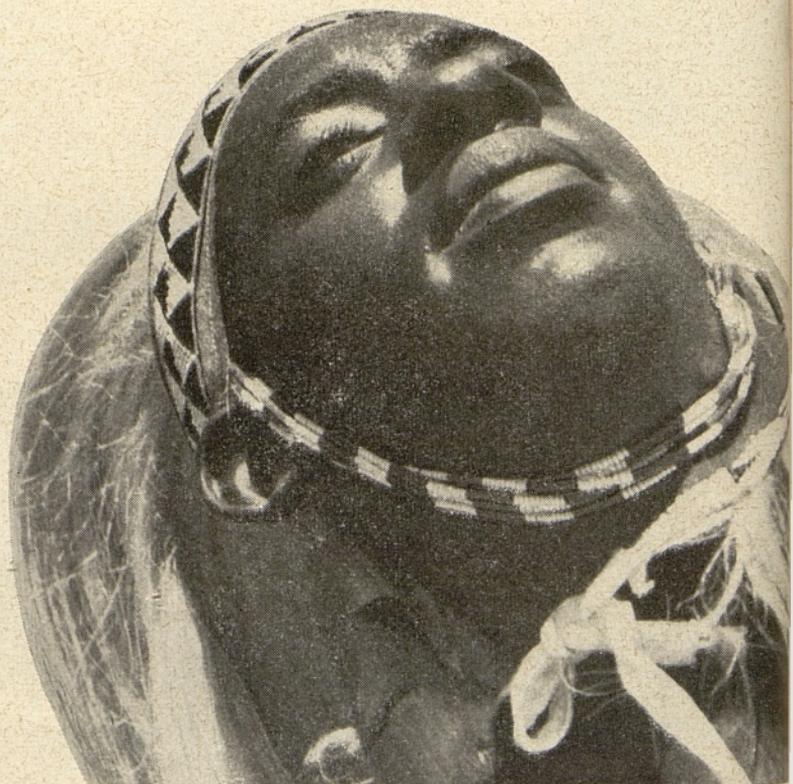


Überall in Afrika

Es wäre ein Trugschluß, zu glauben, der Vorfall im Sudan sei ein Einzelfall. Überall in Afrika sind die christlichen Missionen gefährdet. Im Sudan griff die Regierung zur blanken Gewalt. Rebellenhorden im Kongo erschlugen die Ordensschwester und Patres und plünderten Stationen aus, die Jahrzehnte lang Kristallisationspunkte der Zivilisation waren. Dies sind die offenen Bedrohungen. Im Zuge politischer Wirren und Unsicherheiten werden sie sich gewiß auch in anderen afrikanischen Ländern wiederholen. Aber diese Ausschreitungen sind — ungeachtet ihres grausamen Blutzolls — nicht die größte Gefahr für die christliche Missionsarbeit. Auf den Nerv zielen die indirekten Bedrängungen ab. Gleichmäßig sind sie in fast allen neuen afrikanischen Staaten anzufinden. Zweifellos kommt die große Woge der Kirchenverfolgung auf die Missionen erst zu. Ihre Skala reicht vom bestialischen Ritualmord über die im Ostblock erlernte Gehirnwäsche bis hin zu den kleinlichen Beschränkungen im Alltag. Mancher Missionar stellt sich die bange Frage: Wird

unsere Arbeit diesen massiven Angriff überleben? Oder ergeht es uns wie den großen christlichen Gemeinden, die in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zwischen dem Berg Sinai und der Meerenge von Gibraltar bestanden haben? Wird das Geläute der Glocken von Stanleyville und Entebbe ebenso wieder verklingen, wie das vor fünfzehnhundert Jahren im Reiche des Mani Kongo und im alten Benin? Einige Papyrusrollen sind das einzige Zeugnis dafür, daß damals schwarze Priester die heilige Messe auch südlich des Niger gelesen haben.

Ohne die christliche Missionsarbeit würde Afrika nicht sein heutiges, modernes Gesicht haben. Diese Entwicklung ist nunmehr gefährdet. Für die Christenheit ergibt sich die Aufgabe weit mehr als bisher die Aufmerksamkeit auf die Mission zu richten. Endgültig sind die Zeiten vorüber, da man für die armen Negerlein Wollsocken während des Kaffeekränzchens strickte. Zugleich muß die Mission selber das unangetastete afrikanische Kultur- und Gedankengut der Verkündigungsarbeit nutzbar machen.



Ein Watutsi-Krieger in Ruanda.



Die neue Herz-Jesu-Kirche in Lydenburg

Für die Schwarzen ein Tag der Freude

„Am Beginn unseres Tuns steht die Hoffnung“ (persisches Sprichwort). Das gilt für den Bauern, der im Frühjahr sein Feld bestellt, für den Mann, der in Urlaub fährt, aber auch für den Bischof, wenn er in seiner Gemeinde eine neue Kirche einweiht.

Am 23. Februar hat nämlich unser Bischof Anton Reiterer in der Lokation (Siedlung für Schwarze) von Lydenburg in Südafrika eine neue Herz-Jesu-Kirche eingeweiht. Vor zehn Jahren haben auf dem Platz der Lokation noch die Rinder geweidet. Aber im Zusammenhang mit der Politik der getrennten Entwicklung für schwarz und weiß entsteht hier eine große Siedlung für Schwarze. Schon heute wohnen 2000 Menschen hier. – Zirka 600 sind katholisch. Ubrigens die größte religiöse Gemeinschaft. Die Katholiken kamen bisher am Sonntag auf unsere Missionsstation nach Maria Trost in den Gottesdienst. Jetzt freuen sie sich natürlich über ihre eigene Kirche, und weil sie sich dadurch den drei Kilometer langen Kirchweg ersparen können.

Mit dem Bau der Kirche war im August letzten Jahres begonnen worden. Bruder Stang aus Klepsau (Tauberbischofsheim) war für die Bauarbeiten verantwortlich. Er hat mit Hilfe der Schwarzen die Kirche gebaut. Am Tage vor der Einweihung entstand noch eine letzte Schwierigkeit. Aus alten Flaschen sollten Blumenvasen werden. Aber auch das gelang ihm.

Am Tag der Einweihung wurden auf dem Platz vor der Kirche

Dein Ideal, deine Aufgabe

Der Beruf des Brudermissionars hat in der modernen Missionsarbeit ein neues Schwergewicht bekommen. In den Missionsländern, die zugleich größtenteils Entwicklungsländer sind, werden ausgebildete Fachkräfte gesucht und gerne gesehen. Für die Zukunft eines jungen afrikanischen oder asiatischen Staates ist es von uns Christen aus gesehen nicht gleichgültig, ob kommunistische Spezialisten oder meisterlich ausgebildete Brudermisionare Handwerkerschulen oder Lehrwerkstätten leiten. Die Hobelbank oder Fräsmaschine wird zur Kanzel, wenn ein Brudermisionar an ihr steht, heute mehr denn je.

Wer bei uns Brudermisionar werden möchte, der wende sich

**in Deutschland an das
Missionshaus Josefstal
709 Ellwangen (Jagst)**

**in Österreich an das
Missionshaus Maria
Fatima**

Unterpremstätten bei Graz

**in Südtirol an das
Herz-Jesu-Missionshaus
Milland bei Brixen**

Aus aller Welt

Bombay. Zum Eucharistischen Weltkongreß in Bombay hat das deutsche Nationalkomitee unter Leitung von Kardinal Döpfner Schiffs- und Flügreisen geplant. Der 38. Eucharistische Weltkongreß beginnt am 25. November dieses Jahres. Die Schiffsreise von rund 35 Tagen Dauer sieht den Besuch von Colombo, Ceylon, Cochinchina, Kerala, Goa und Bombay vor.

Coimbatore. Die Herausgabe einer katholischen Tageszeitung hat das katholische Büro im Tamil-Dialekt beschlossen. Diese Sprache wird in Madras (Indien) von 1 209 500 Katholiken bei 33,7 Millionen Einwohnern gesprochen.

Poona. Mit der Übersetzung der Heiligen Schriften des Neuen Testaments in die Marathi-Sprache ist der bekannte katholische Schriftsteller M. Praksihan beschäftigt, der schon einige andere Übersetzungen angefertigt hat. Marathi wird in Indien von 17 Millionen Einwohnern gesprochen.

Saigon-Hue. Drei südvietnamesische Bischöfe fordern ihre Gläubigen zum Gehorsam und zur Mitarbeit gegenüber der neuen Militärregierung auf: „Die Pflicht der Katholiken besteht darin, jenen Kräften zu gehorchen, die das gemeinsame Wohl der Nation im Auge behalten.“ Keine Regierung sei in der Praxis unfehlbar und darum sollten sich die Christen nicht auf eine passive Rolle beschränken, sondern beim Aufbau des Landes aktiv mitarbeiten. An manchen Stellen des Landes gehen die Bedrückungen gegen die Katholiken weiter. In einem Dorf nordwestlich der südvietnamesischen Stadt Hue sind 20 katholische Familien gezwungen worden, ihren Glauben zu widerrufen. In vielen Häusern mußten auf Forderungen von Terrorgruppen Kruzifixe und religiöse Bilder von den Wänden genommen werden. In der Quang-Tri-Provinz, an der Grenze Nordvietnams, hat ein Polizeichef jugendliche Bandenmitglieder um sich gesammelt, die in nächtlichen Raubzügen Jagd auf Katholiken machen.



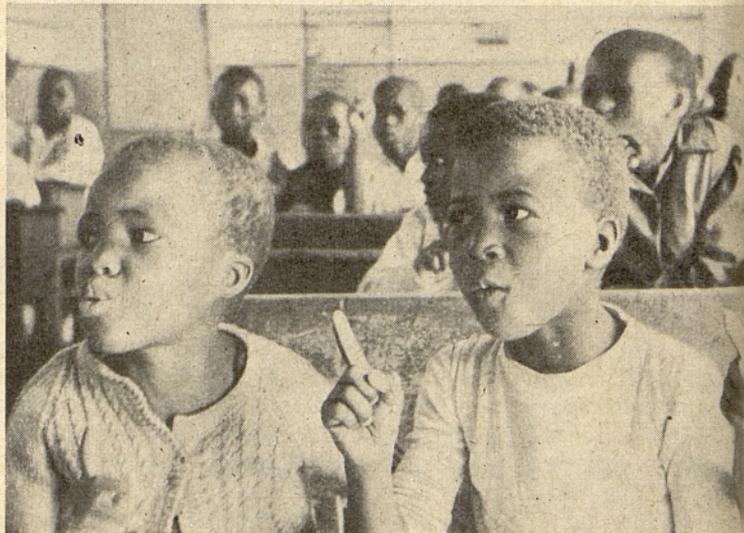
Br. Stang bei der Arbeit.

schon in aller Frühe viele Feuer angezündet. Über ihnen soll nämlich der traditionelle Ochse gebraten werden.

Als dann der Klang der Eisenbahnschiene – das ist hier der übliche Ersatz für Glocken – den Beginn der Weihehandlung anzeigte, war der ganze Platz rings um die Kirche mit Menschen gefüllt. In seiner Ansprache in Englisch, Zulu und Sesutho hat der Bischof die Schwarzen dann eingeladen, auch in Zukunft gerne hierher in den Gottesdienst zu kommen.

Nach der Weihe und dem ersten feierlichen Gottesdienst ließen sich um die Kirche herum nieder und es wurde gegessen.

Schüler der 1. Klasse in Maria Trost.



Die Mädchen unserer Schule gingen aber nochmals in die Kirche, um zu singen. Sie setzten sich einfach in die Bänke und sangen mit großer Begeisterung ihre mehrstimmigen Lieder.

Zur Einweihung waren natürlich viel mehr als nur 600 Katholiken der Lokation gekommen, aber sicher nicht nur aus Neugierde. Jeder konnte es an dem kräftigen Gesang hören und an der großen Zahl der Leute sehen, die zur heiligen Kommunion gingen. Die eigentliche Kirche wurde hier aus lebendigen Menschen gebaut. Nach europäischen Begriffen waren die Baukosten der zirka 10 x 30 Meter großen Kirche unbedeutend. Sie werden ohne die Arbeit unserer Brudermissionare auf etwa 30 000 DM geschätzt. Aber für eine südafrikanische Diözese, wo dauernd ungeheure Summen in die Schulen fließen und wo die Entfernungen, die großen Entfernungen, viel Benzinsgeld verschlingen, ist es immer eine große Freude, wenn es wieder einmal gelungen ist, die Kosten für eine neue Kirche aufzubringen.

Die neue Kirche ist fertig, aber die größeren Aufgaben sind hier noch nicht gelöst. Denn noch wichtiger als eine Kirche ist doch, daß diese Schwarzen möglichst bald ihren eigenen Priester und eigene Schwestern bekommen. Wir hoffen, daß dies auch bald gelingt, denn „wer die Hoffnung vor seinen Wagen spannt, fährt doppelt so schnell!“ (polnisches Sprichwort). P. Benno Singer

Taufe im Busch

Von P. Rechenmacher

Es war kurz vor 12 Uhr. Ich war gerade von einem Rundgang um unsere Farm zurückgekehrt, da klopfte jemand an die Tür. Ich öffnete. Draußen stand einer unserer schwarzen Buben: „Pater, droben am Priesterhaus wartet ein Mann auf Sie!“

Ich sah einen Neger auf der Stufe des Priesterhauses sitzen. Er war eingeschlafen. „Was willst du denn?“ „Komm schnell, Pater, und taufe mein schwerkrankes Kind!“ Schnell holte ich die nötigen Dinge aus der Kirche, bestieg das Auto und fuhr los. Der Mann zeigte mir den Weg: Links! Rechts! Geradeaus usw. Ich eilte, da man bei unseren Schwarzen nie recht wußte, wie man dran ist. Oft kommen sie erst einen Priester holen, wenn der Kranke schon in den letzten Zügen liegt. Die Straße war nicht gerade schlecht, zwar staubig, aber den ließen wir ja hinter uns. Nach einiger Zeit zweigten wir von der Straße ab und fuhren auf einem Farmweg weiter. Doch auch dieser hatte bald ein Ende. Nur noch ein schmaler Fußweg zeigte an, wohin ich fahren mußte. Da erreichten wir den Kral. Als wir den Kral betraten, war weder Kind noch Mutter zu sehen. „Wo ist denn das kranke Kind?“ Auf meine Frage erhielt ich keine Antwort, sondern der Mann lief hinaus und rief zum Nachbarkral hinüber. Mir kam die ganze Sache komisch vor. Ich begriff wohl, daß das Kind dort drüben sein mußte, aber warum, das wußte ich nicht. So war ich entschlossen, hinüberzugehen, doch da versperrte mir der Mann den Weg und gab mir zu verstehen, daß ich auf keinen Fall dort

Leopoldville. Jeder 5. Afrikaner sei Christ, berichten die Völkerkundler aus Afrika. Nach kürzlich veröffentlichten Schätzungen zählt der afrikanische Kontinent gegenwärtig ungefähr 230 Millionen Menschen. Darunter sind 53 Millionen Christen. Die Katholiken zählen 29 Millionen, die verschiedenen protestantischen Gruppen 19 Millionen, die orthodoxen Kirchen 5 Millionen Gläubige. Die Zahl der Mohammedaner wird mit 93 Millionen angegeben, während noch etwa 84 Millionen Afrikaner Animisten oder Heiden sind.

Kenia. Über die Rolle der Kirche in der neuen unabhängigen Nation von Kenia schreibt P. Mc. Ennis: „Es besteht z. Z. guter Grund für ehrliche Zufriedenheit über die von der Kirche in Kenia gemachten Fortschritte und für eine optimistische Zukunftsaussicht im Hinblick auf die großen und wachsenden Zahlen der Katholiken und Taufbewerber. Wir vertrauen ehrlich darauf, daß die Erbauer und Führer der neuen Nation die Vorrangstellung geistlicher Werte anerkennen und erhalten werden; denn nur auf diesem Fundament können sie eine Nation in wahrer Freiheit und rechter Ordnung aufbauen.“

Tuticoren. Das größte Krankenhaus mit 350 Betten bauen z. Z. die Schwestern der heiligen Anna (von Luzern in der Schweiz) in Südindien. Das neue Spital, das auf einem 20 Morgen großen Grundstück im Erstehen begriffen ist, wird durch eine Schwesternschule erhalten. Die St.-Anna-Schwestern leiten bereits ein Spital mit 50 Betten in dieser Stadt sowie 7 weitere Krankenhäuser in verschiedenen Teilen Indiens.

Paris. 203 französische Diözesanpriester aus 55 Diözesen wurden bis Ende 1963 Missionsländern leihweise überlassen. Von diesen 203 Priestern wirken z. Z. 155 in Afrika und auf den Afrika naheliegenden Inseln, 41 in Lateinamerika und 7 in Asien.

Prag. Von der Rückkehr einiger verbannter 900 Priester in ihre Seelsorgsposten wird aus Prag berichtet.

Aus aller Welt

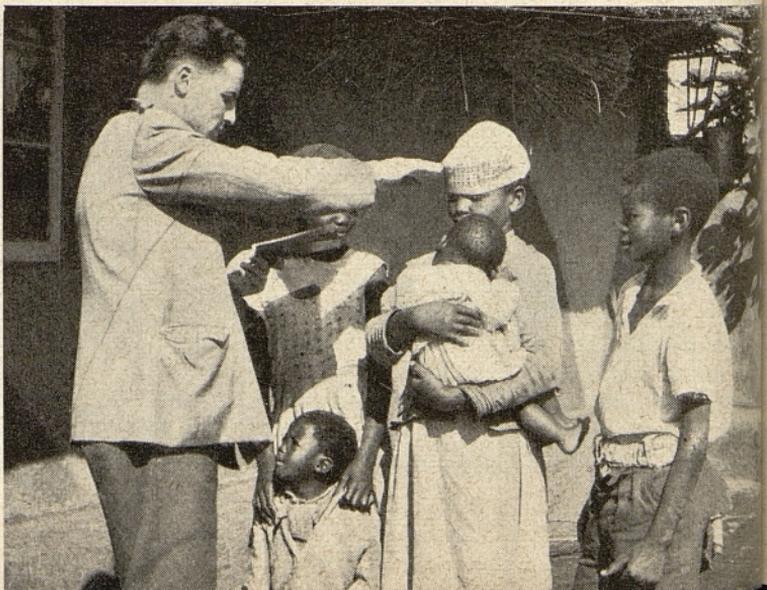
Viele von ihnen waren in den vergangenen Jahren von den staatlichen Kirchenbehörden in der Ausübung ihres Amtes gehindert und gezwungen worden, ihren Lebensunterhalt als Arbeiter zu verdienen. Aus einzelnen Diözesen sind bisher Zulassungen von je 2 bis 8 Priestern bekannt geworden.

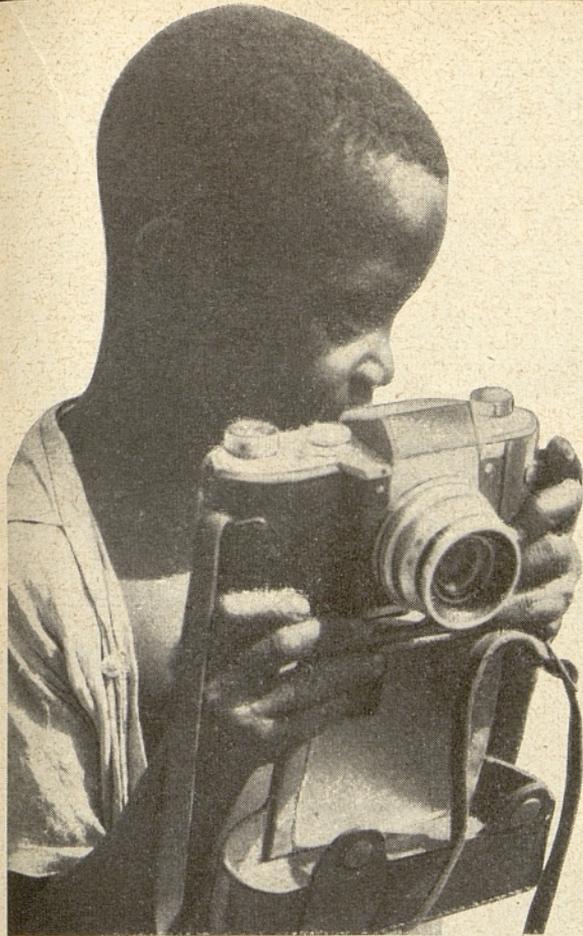
Saigon. Die Jugend Südvietnams, auf die zur Zeit verschiedene, zum Teil zweifellos schädliche Einflüsse einströmen, macht eine Krise durch. Nach der Revolution vom 1. November und dem Fall des Präsidenten Ngo-Dinh-Diem hatten die Jugendlichen das Gefühl, nun freier atmen und leben zu können. Sie machten sich wohl die neugewonnene Freiheit zunutze, blieben aber im allgemeinen zutiefst doch unzufrieden. Was sie am meisten bedrückt, ist die Ungewißheit darüber, was schon die nächste Zukunft bringen mag. So schlagen sie ziellos auf nur alle mögliche Weise ihre Zeit tot. Wie ernst die bestehende Unzufriedenheit unter ihnen ist, kann z. B. aus der erschreckenden Tatsache ersehen werden, daß in jüngster Zeit sechs Mädchen einer Hochschule innerhalb eines Monats einen Selbstmordversuch verübten. Zum Glück konnten fünf dieser Armen gerettet werden.

Kapstadt. Die Bischöfe Südafrikas veröffentlichten am 27. Februar eine Erklärung, worin sie ihre Opposition gegen die Politik der Rassentrennung von neuem bekräftigten. Die Erklärung wurde am Ende einer planmäßigen Plenarsitzung der südafrikanischen Bischofskonferenz zu Pretoria abgegeben und lautet: „Die offizielle Politik der südafrikanischen Bischofskonferenz bezüglich des Rassenproblems ist jene, die in früheren Erklärungen der Konferenz dargelegt wurde. Die Konferenz anerkennt die Kompliziertheit der Situation in Südafrika. Die Sorge der Bischöfe geht dahin, daß Gesetz und Ordnung eingehalten werden mögen, daß allen Gruppen und Personen Gerechtigkeit widerfahren solle und daß ein Geist der Liebe alle beherrschen möge.“

hinübergehen darf. Dann lief er so schnell er konnte hinüber. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Es war ungefähr eine halbe Stunde vergangen, und noch immer zeigte sich niemand. So ging ich in die Hütte hinein, um nach einem Stuhl zu suchen, damit ich die Gefäße mit dem heiligen Öl und Taufwasser hinstellen konnte. Als ich mich so umsah, bemerkte ich in einer Ecke der Hütte eine Frau, die auf ihrer Matte am Boden kauerte. Ich fragte sie, was denn los sei? Doch sie gab mir nur ausweichende Antworten. Als ich nicht aufhörte zu forschen, gab sie schließlich zu, daß in jener Hütte dort ein Mann sei, der Kranke heilen könne. Nun wußte ich Bescheid: Ein Zauberer trieb dort sein Unwesen. Nach mehr als einer Stunde kehrte der Mann mit dem Kind zurück. Auch die Mutter des Kindes und noch andere Frauen mit ihren Kindern kamen herüber. Ich war zunächst richtig böse mit ihnen und suchte ihnen klar zu machen, daß es eine Christen unwürdig ist, einen Zauberer aufzusuchen. Das sahen sie dann auch ein und versprachen mir, es nicht mehr zu tun. Ich bezweifle dies aber sehr. So begann ich also mit der Taufe. „Wie soll das Kind heißen?“ Darüber war man sich bald einig. „Wann geboren?“ Das wußte weder Vater noch Mutter genau. Vor zwei Monaten, meinte die Großmutter. Wie sie selbst heißen, wußte sie zur Not gerade noch. Als Taufpatin amtierte ein größeres Mädchen. Die Taufzeremonien machten diesmal auf mich einen besonderen Eindruck. Die Exorzismen sprach ich wohl etwas aufmerksamer als sonst. Besonders tief berührte es mich, als ich den Taufpaten an Stelle des Kindes fragte: „Theresia, uyama! u Sathana na?“ „Nemisebenzi yakhe yonke na?“ „Nobukhobakhe bonke na?“ „Widersagst du dem Teufel? Und allen seinen Werken? Und aller seiner Pracht?“ Ich bat Gott, er möge diesem Kinde die Gnade geben, ihm treuer zu dienen als seinen Eltern. Auf der Heimfahrt und auch noch später dachte ich oft und viel darüber nach. Es wurde mir klar, wie nie zuvor, wie notwendig es ist, daß wir für diese Menschen viel beten, damit sie die Kraft erhalten, dem Heidentum ganz zu entsagen.

P. Rechenmacher bei der Taufhandlung.





Glen Cowie

Afrika — dieser gewaltige Kontinent kaum faßbarer Maßstäbe und verwirrender Gegensätze hat von seinem geheimnisvollen Zauber durch den besonders in den letzten Jahren eingetretenen wirtschaftlichen und politischen Aufschwung nichts verloren. Besonders seine südliche Hälfte — mit der Südafrikanischen Republik und dem Nachbarland Rhodesien — hat sich in jüngster Zeit zu einem hervorragenden Reiseziel entwickelt. Südafrikas besonderer Reiz liegt in seinen gegenüber Europa „vertauschten“ Jahreszeiten von Sommer und Winter, liegt weiterhin in dem urchümlichen Leben seiner wilden Tiere in den riesigen Wildschutzgebieten, in der großartigen Pracht seiner verschwenderischen Flora, der Exo-

tik seiner bunten Eingeborenenfolklore, in seinen kilometerlangen, breiten Sandstränden und in seinen Bodenschätzen an Gold und Diamanten. Dort kann man noch heute Kindheitsträume verwirklichen und Tiere, die uns nur aus dem zoologischen Garten bekannt sind, in freier Wildbahn erleben, ohne auf den gewohnten Komfort bei Beförderung und Unterbringung verzichten zu müssen. Im Krüger Nationalpark beispielsweise, der so groß ist wie das Land Hessen, leben unter anderem 1000 Löwen, 1500 Elefanten und viele andere Tiere...

Dieser werbende Bericht ist einem Reiseprospekt entnommen und ich war der Glückliche, welcher eine Flugkarte der KLM nach Südafrika in der Tasche

trug. Noch waren 3 Wochen Zeit bis zu meinem Düsenflug von Amsterdam aus. Alle Reiseunterlagen hatte ich sorgfältig durchstudiert. Nur eines machte mir Kummer. In die Eingeborenen-Dörfer zu kommen, wo die Neger noch in ihrer Ursprünglichkeit leben, war reisemäßig nicht geplant. Als begeisterter Fotomann wollte ich nicht nur das Land, sondern vor allem seine Leute kennenlernen. Der Zufall half mir.

In einem Fotogeschäft ist immer etwas los. Menschen aus aller Welt kommen nach Deutschland, um sich das Neueste der Foto- und Filmindustrie anzuschauen und zu kaufen. Daß man als Verkäufer auf diese Art und Weise von der schönen, weiten Welt viel erfährt, ist selbstver-



Bapedi-Frauen in ihrer bunten Tracht beim sonntäglichen Gottesdienst in Glen Cowie.

ständig. So bediente ich eines Samstags morgens zwei Pater, die einen 16-mm-Ton-Projektor sehen wollten. Sie fragten nach eventuellen Ersatzteilen in Südafrika. Ich schaltete sofort und eine halbe Stunde später hatte ich eine Einladung auf die Missionsstation Glen Cowie bei Pretoria. Sie berichteten, daß sie unter 200 000 Schwarzen, die immer noch ihre farbenprächtigen Gewänder tragen, leben. Ich war glücklich! Sogleich buchte ich bei der KLM eine Woche voraus und dann begann die Reise ins Land der Sonne. Etwa 15 Stunden benötigte die

KLM-DC 8 bis Johannesburg. Eine relativ kurze Zeit für diesen weiten Weg. Deutschland verließ ich im November, während es in Südafrika Vorsommer war. Am Flugplatz erwartete mich ein freundlicher Pater, welcher von der Missionsstation geschickt war. Als erstes kamen wir in das moderne Johannesburg. Vor etwa 100 Jahren liefen hier noch Löwen und Schakale umher. Dann fand man Gold. So entstand eine Großstadt der Superlative, die heute mit 1 Million Einwohnern das Wirtschaftszentrum Südafrikas ist. Doch eine schöne Stadt ist

Johannesburg nicht. Da gefiel mir das 70 Kilometer entfernte Pretoria schon viel besser. Es ist die Regierungsstadt mit vielen schönen Bauten. Genau im Herzen der Stadt steht am Kirchplatz das Denkmal von Paul Krüger, dem auch in Deutschland bekannten Präsidenten des ehemaligen Burenlandes. Seinen in der ganzen Welt bekannten Zylinder trägt er stolz auf dem Haupte.

Von Pretoria aus fuhren wir auf guten Straßen ostwärts weiter. Der Straßenverkehr ist gering, obwohl hier zu Lande auch jeder

sein Auto hat. Das Land ist eben 4 bis 5mal größer als Deutschland. Es hat nur etwa 15 Millionen Einwohner. Unendlich weit erstrecken sich die Felder der weißen Farmer. Noch war ich etwas enttäuscht, denn Afrika hatte ich mir wilder und ursprünglicher vorgestellt. Doch der Pater beruhigte mich. Wir fuhren nach 200 km Fahrt von der Hauptstraße ab und schon tauchten die ersten Negerdörfer auf.

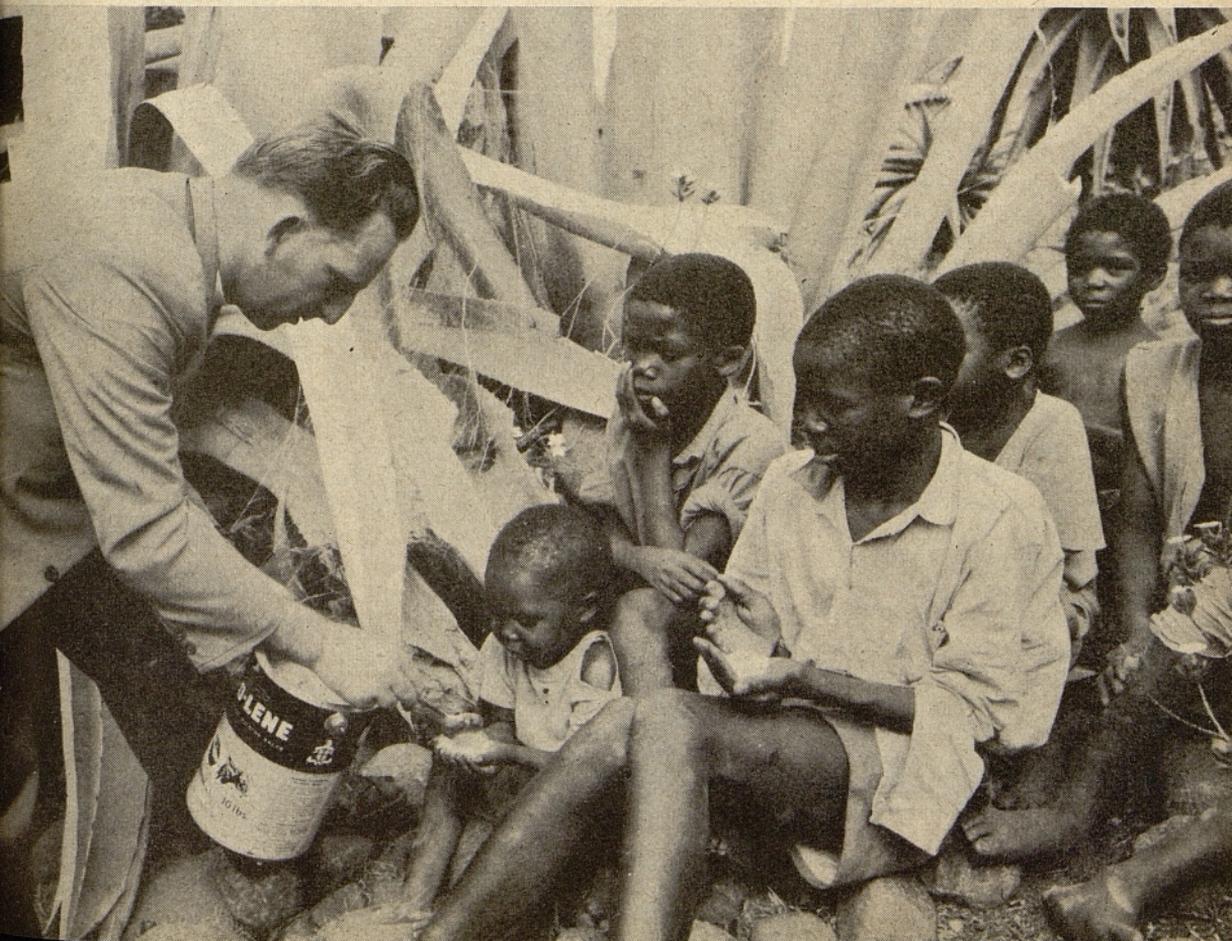
Auf der Station Glen Cowie wurde ich sehr freundlich empfangen. Über die Größe der Station

war ich erstaunt. 1928 wurde Glen Cowie gegründet. Damals war nur eine heruntergewirtschaftete Farm vorhanden. Brunnen mußten gegraben werden. 3 Stauseen als Wasserspeicher wurden angelegt. Eine Schule, ein Krankenhaus, ein Schwesternheim, eine Mühle und ein Postamt wurden geschaffen. Die Schwarzen waren anfangs sehr mißtrauisch und richtige Arbeit war und ist auch heute noch so ein Problem. Sie leben lieber in den Tag hinein und hoffen, daß alles von alleine wächst und gedeiht.

Den Mittelpunkt der Station bildet ein schönes, modernes Gotteshaus. Sonntags kamen die Eingeborenen in großen Scharen, bunt und phantasievoll gekleidet, zur heiligen Messe.

An den folgenden Tagen fuhren der liebenswürdige Pater Vitus Grohe und ich mit dem VW-Kombi über das weite Land. Nicht alle Schwarzen können zur Mission gehen. Die Wege wären da viel zu weit. Deshalb müssen die Patres selbst ihre Schützlinge besuchen. Die Fahrten waren sehr beschwerlich und anstrengend, doch so lernte ich wenig-

P. Grohe verteilt ein konzentriertes Vitaminpräparat. Infolge der zu einseitigen Kost leiden die Eingeborenen oft unter Vitaminmangel.



stens die Eingeborenen genau kennen. Vieles hat die Regierung in Pretoria für diese armen Menschen schon getan, doch mit Geld allein ist nicht alles getan. Die schwarzen Menschen brauchen Verständnis und Liebe, und gerade da ist der Missionar der helfende Mann.

Zunächst waren sie alle, als sie meine Leica-Ausrüstung sahen, etwas mißtrauisch, doch Pater Grohe fand in ihrer eigenen Sprache immer die richtigen Worte. In vielen Fällen holten sie dann ihre Festtagskleider und ließen sich aufnehmen. Die Schwierigkeit war jetzt nur die, daß sie alle recht steif vor der Kamera standen. Das Zauberwort „Twist“ lockerte sie sogleich auf. Der Eingeborene tanzt ja gerne. So lachten sie und wackelten hin und her, daß ich zu brauchbaren Bildern kam. In einem großen Negerdorf begegneten wir einem Eingeborenen-Fotografen. Er hatte eine altertümliche Plattenkamera mit einem wackeligen Stativ aufgebaut. Als er meine Leica-Ausrüstung sah, kam er, um mich herzlichst zu begrüßen. Er sagte und deutete dabei auf seine alte Plattenkiste, daß diese nur als Lockvogel diene. Er fotografierte schon seit Jahren mit der Polaroid und zeigte mir stolz eine neue Polaroid-Kamera mit vielen Filmen. Mein Erstaunen als Fotomann können sie sich vorstellen. Das ist eben Afrika: Tradition und Fortschritt! Primitiver Geisterglaube und hochmoderne Krankenhäuser im Busch faszinieren den Besucher. Ein schönes Reiseland, nur schade, daß es so weit von Deutschland entfernt liegt.

Hans Patzelt



Das Zauberwort „Twist“ lockert sie sogleich auf.

Der Altar voller Spinnweben

Im Jahre 1949 übernahm unsere Kongregation die Seelsorge der beiden peruanischen Provinzen Huamalies und Maranon, sieben Pfarreien. Seelenzahl etwa 75 000. Entfernung von den beiden Provinzhauptstädten zirka 240 Kilometer, das sind fünf sehr anstrengende Tagesritte. Straßen gibt es keine. Höhenlage 2500 bis 4000 Meter.

Anfang 1949 zogen die ersten Missionare hinauf in die Sierra (ins Hochland) und nahmen die Pfarrei Llata in Besitz. Kein Pfarrhaus; die Pfarrbücherei in einer Ecke der Sakristei verdrückt und verstaubt; die Kirche schmutzig und der Altar voller Spinnweben; die Güter der Pfarrei, weite Weideflächen mit ungefähr 4000 Schafen und Rindern, verschlumpert, gestohlen und mißbraucht. Und das Schlimmste: Der Großteil der Bevölkerung, besonders in Llata selbst, protestantischen Sekten anheimgefallen. Unvorstellbar schwer war der Anfang für unsere Missionare. Pater Andreas Riedl war der erste Pfarrer in Llata. Unter seiner Leitung begann mit feurigem Aposteleifer, unter großen persönlichen Opfern, in primitivster Form, die Seelsorge unter den Indianern. Die Pfarrei wurde neu organisiert, die Kontakte mit den Autoridades, den Stadtoberhäuptern und den Distrikten aufgenommen, die zahlreichen Dörfer besucht.

Als im Juni 1949 der damalige Pfarrer von Huacaibamba und Huacrachuco ohne geistlichen Beistand starb – mit großem

Pomp wurde er von 50 indianischen cantores (Vorsängern) begraben –, machten P. Riedl und P. Lechner ihre große Inspektionsreise nach Norden, nach Huacaibamba und Huacrachuco. Mit dem Rufen: „Es lebe der Papst! Es lebe der Bischof!“, wurden sie von den einfältigen Indios empfangen. – Überall wurde nach dem Rechten gesehen, Inventare aufgenommen, die Kirchengüter registriert und mit neuen Verwaltern besetzt. Schließlich wurde Pater Lechner zum Pfarrer von Huacaibamba ernannt. Zu dieser Pfarrei gehörten damals mehrere Distrikte mit etwa 35 000 Seelen.

1951 wurde Pater Riedl Superior in Huanuco und Pater Lorenz

Unfried Pfarrer in Llata. Der Schreiber dieses Artikels kam 1956 als Kaplan nach Llata. 1958 wurde Pater Unfried Generalvikar in Tarma und der Hinterbliebene leitete die Pfarrei dann bis zur Übergabe im April 1963. Ab 1958 war die Seelsorge etwas leichter, da durch die Errichtung der Prälatur Huari in Anksah die ganze Provinz Maranon abgetrennt wurde. Jetzt war das Pfarrgebiet nur noch 90 Kilometer lang und alle Dörfer in höchstens zwei oder drei Tagesritten erreichbar. Unermüdlich zogen unsere Patres von Dorf zu Dorf und predigten in den halberfallenen Indianerkirchen das Evangelium, unterrichteten die Kinder in armseli-

Die Pfarrkirche von Llata nach der Renovation.



gen Schulen, taufte die nicht immer Neugeborenen und segnete die meistens wilden Ehen ein. Ein großer Ehespezialist war Pater Lechner, durch seine Menschenfreundlichkeit sehr beliebt bei den Indianern und heute noch in bester Erinnerung. Und in Llata reden die Leute immer noch von der Donnerstimme Pater Riedls, die man sogar außerhalb der Kirche auf der Plaza deutlich verstanden haben soll.

Wochenlang waren die Patres unterwegs, zu Fuß und zu Pferd, bei Wind und bei Wetter, bei schlechtester Verpflegung, ge-

duldig sich abmühend mit unverständigen Indios, ständig im Kampf gegen die Trunksucht, Unmoral, gegen unbeschreibliche Oberflächlichkeit, dauernd dem Schmutz und Ungeziefer und gefährlichen Krankheiten ausgeliefert. So erkrankten Pater Georg Angst und Pater Konrad Lohr sehr schwer an Typhus und mußten das Gebiet verlassen.

Der Erfolg tausendfacher Mühen blieb nicht aus. Gott der Herr segnete die Arbeit und Opfer. Wenn man in den letzten Jahren durch die Dörfer ritt, konnte man allenthalben lebendigen

Glauben sehen, trotz verdoppelter Anstrengung der Sektenprediger. Die deutschen Patres waren sehr beliebt. Es wäre unmöglich und würde zu weit führen, alle Leistungen im einzelnen zu erwähnen. Es sei nur gesagt, daß binnen kürzester Zeit Llata wieder katholisch war wie nie zuvor, daß in den Dörfern neuer Glaube einzog, daß die Indianer sich an uns gewöhnten wie Kinder an ihren Vater. Die Leute halfen uns bei aller Arbeit so gut sie nur konnten. So z. B. bei der Rekonstruktion der Pfarrkirche in Llata und beim Bau der Kapelle zu Ehren

Tagesritte von 50—70 Kilometern in der Bergwelt der Anden sind für den Missionar keine Seltenheit.

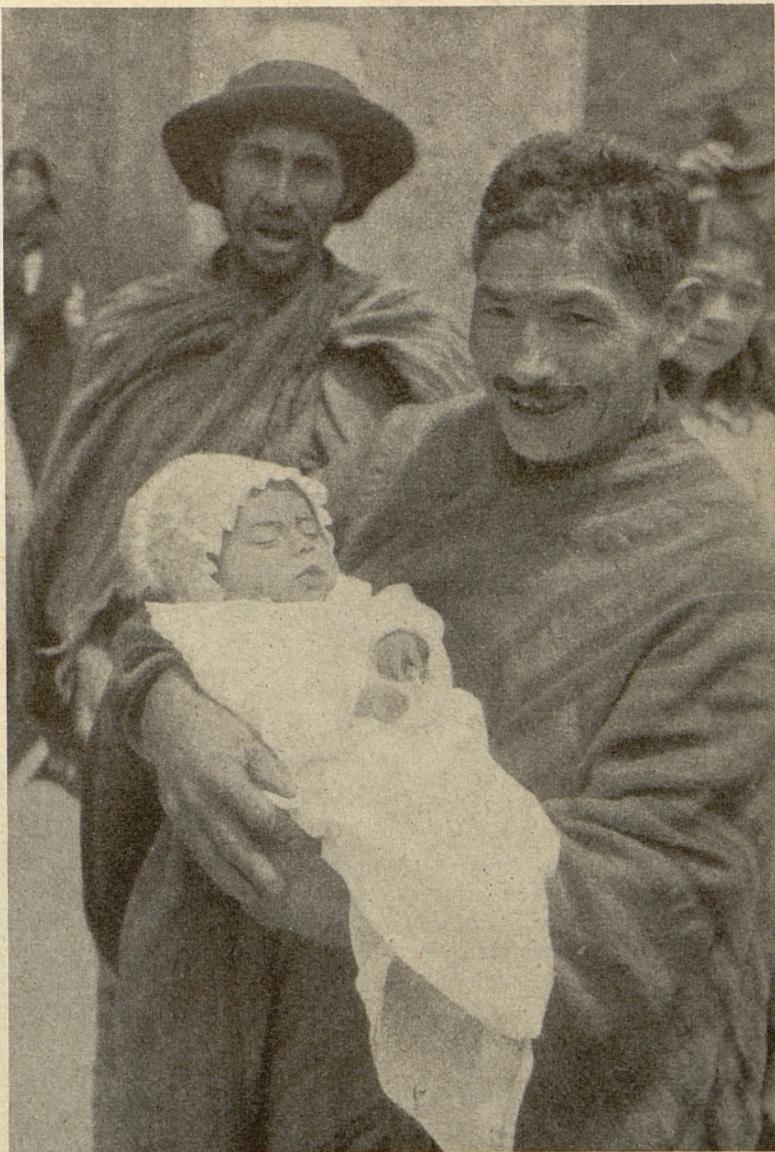


der Virgen del Carmen. Durch das alleinige Verdienst von Pater Lorenz Unfried wurden sämtliche Kirchengüter wieder zurückgewonnen. Die Patres unterstützten die Arbeiten für das Gemeinwohl der Bevölkerung als Mitglieder in den verschiedensten Komitees, so z. B. beim Bau des Krankenhauses, bei der Arbeit an der Plaza de Armas und der Hauptstraße, beim Bau von Schulen, und halfen in anderen kulturellen und sozialen Einrichtungen und Tätigkeiten mit.

In den beiden Provinzen Huamalies und Maranon wurden in den 14 Jahren seelsorgerlicher Tätigkeit 28 157 Kinder getauft und 4404 Ehen eingesegnet. Die Zahl der Beichten, Kommunionen und Versehgänge ist unbekannt.

Beim Abschied wurde nicht bloß von den Autoritäten das Bedauern unseres Scheidens ausgesprochen, sondern auch von einfachen Indios und sogar von den Protestanten. Alle dankten der Kongregation für die geleistete Arbeit. Auch der Bischof von Huanuco, Monsenor Ignacio Arbulu Pineda bat mich wiederholt, allen Patres seinen tiefsten Dank für alle Opfer und Arbeiten auszusprechen. Er sagte, daß er das Weggehen der deutschen Patres von Llata sehr bedauere, und daß die tausendfachen Opfer der Patres, die in der entlegenen Pfarrei Llata gearbeitet haben, in der Geschichte Llatas und der Diözese Huanuco unvergessen und für immer vorbildlich bleiben werden.

Es war jedenfalls für die Gläubigen wie für den Pfarrer nicht ganz leicht, sich nach mehrjähriger guter Zusammenarbeit nun endgültig zu trennen. Die Be-



Der Vater freut sich über sein getauftes Kind.

völkerung versuchte alles, um die deutschen Patres auf alle Fälle in Llata zu behalten. Sie schickte ein Bittegramm nach dem anderen an den Bischof von Huanuco und bestürmte den Nuntius in Lima mit Abordnungen.

Leider hat der Bischof von Hua-

nuco keine Priester zur Verfügung, um die Pfarrei wieder zu besetzen. Die ganze Provinz Huamalies wird daher wieder ohne Priester sein. Wie lange? 36 000 Seelen werden wieder ohne Hirten sein und „der Altar voller Spinnweben“.

P. Erich Huber

Bedrohung der Mission

Von P. Pereira S. J.

Seit Anfang unseres Jahrhunderts verbreitete sich immer mehr der Ruf: Afrika den Afrikanern! Asien den Asiaten! — Zwei Weltkriege haben die Autorität der Weißen erschüttert. Europa lag am Boden — die farbigen Völker standen auf... Ein Land nach dem anderen erlangte die Selbständigkeit. Von 1950 bis 1960 bildeten sich allein in Afrika über zwanzig selbständige Staaten.

Mit der politischen Selbstbesinnung sind aber auch die alten asiatischen Religionen wieder erwacht und werden zum Ausdruck der nationalen Einheit. Der Buddhismus hält Birma, Ceylon und Laos zusammen; der Hinduismus Indien; der Islam Pakistan, Indonesien und den arabischen Block.

Für diese Religionen hat der Westen und mit ihm das Christentum ausgespielt. Die Christen des Westens hält man für Gewalt- und Geldmenschen, deren einziges Ideal der materielle Lebensstandard ist.

Buddhismus, Hinduismus und Islam fühlen sich berufen, der Welt wieder das wahre geistige Leben zu schenken und treten an zur Missionierung der Welt:

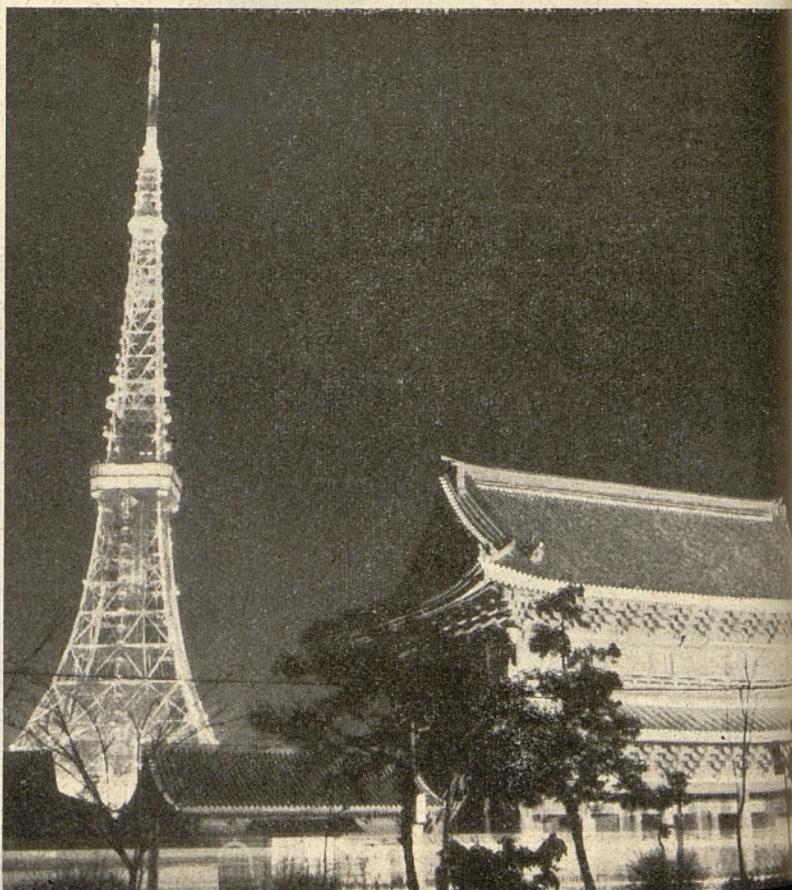
Buddhismus: In Ceylon wurde eine besondere Missionsgesellschaft für Deutschland gegründet, die Missionare ausbildet und

bei uns buddhistische Klöster errichten soll. 10 000 Buddhisten gibt es bereits in Deutschland.

Hinduismus: Zu Tausenden führen Inder in aller Welt die Yoga-lehre ein, um die westlichen Menschen von der Überlegenheit des indischen Denkens zu überzeugen.

Islam: Er entwickelt die stärkste Offensivkraft und durchdringt mit seinem totalitären Charakter die gesamte Politik, Kultur und Wirtschaft. Das Hauptgewicht verlegt der Islam zur Zeit auf Afrika, wo die Zahl seiner Anhänger von 40 Millionen im Jahre 1930 auf 90 Millionen im

Der „Tokio-Turm“ dient als Fernsehsender.



Jahre 1960 gestiegen ist und damit 40 Prozent der Bevölkerung Afrikas umfaßt. — Auch der Westen ist Missionsfeld des Islams. In Hamburg, Zürich, Paris und London sind Missionszentren. In Deutschland gibt es heute ungefähr tausend Anhänger des Islams, denen — wie jedem Neu- bekehrten — das Versprechen abgenommen wird, den Islam weiter auszubreiten.

Das Wiedererwachen der Weltreligionen ist eine der nicht zu übersehenden Tatsachen unserer Zeit. Andererseits ist diese Wiedergeburt mehr kulturell und politisch, zum Teil imperialistisch zu verstehen als eigentlich religiös. Das kommt schon darin zum Ausdruck, daß in Birma (für die innere Buddhistenmission), im Sudan (Christenverfolgung) und im übrigen Afrika buddhistische bzw. islamische Staaten sich und ihre Mittel für die Ausbreitung ihrer Religion einsetzen.

Politischer und religiöser Nationalismus erschweren der christlichen Mission die Arbeit sehr. Noch vor dem zweiten Weltkrieg zehrte der Missionar vom Ansehen des weißen Mannes, der heute nichts mehr gilt. Gewiß macht man noch einen deutlichen Unterschied zwischen „Weißen“ und „Missionaren“; aber man setzt Westen und Christentum gleich. Der „christliche Westen“ hat die Welt enttäuscht und das Christentum als „westliche“ Religion hat es überaus schwer, gegen die alten asiatischen Religionen aufzukommen; — nicht so sehr, weil sie Religionen sind, sondern weil sie kulturell im Volk tief verwurzelt sind.

Bei allem Verständnis für die religiöse Überzeugung jedes einzelnen und für den Wert der

nicht-christlichen Religionen, dürfen wir am Absolutheitscharakter der von Christus gestifteten Religion nicht irre werden.

Die christliche Mission hat die Aufgabe, über alle rassischen und politischen Blöcke hinweg, jedem engen Nationalismus gegenüber alle Menschen mitein-

ander zu verbinden und die Idee der Brüderschaft aller Menschen zu verkünden und vorzuleben: „Denn es ist nur ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen: Christus Jesus, der Mensch, der sich selbst zum Lösegeld für alle dahingegeben hat.“ (1 Tim 2,5).



Der Islam durchdringt mit seinem totalitären Charakter alle Lebensbereiche.

Japans Frauen zwischen gestern und heute

Wohl in kaum einem anderen Land der Welt findet man heute ein so enges Nebeneinander alt überkommener Sitten und Traditionen und modernster Gegenwart wie in Japan. Das mag mit der außerordentlich raschen Industrialisierung, vor allem aber mit der zweimaligen gewaltsamen Öffnung des Landes für westliche Einflüsse zusammenhängen. Vor 110 Jahren erzwangen die Amerikaner mit einer Flottendemonstration den Zugang ins Reich des Tenno, das vorher während Jahrhunderten für alle Fremden ein verbotenes Land gewesen war. Vor allem aber seit 1945 ist der Strom von Menschen, Waren und Kulturgütern unterschiedlichen Wertes, der nach Japan fließt, immer breiter geworden. Ganz besonders berührt wurde davon die Frau in Japan. Denn neben Plastikartikeln aus USA, Bach- und Beethoven-Langspielplatten aus der Bundesrepublik und französischer Mode, kam natürlich auch westliche Denkart ins Land. Die Japanerinnen, die bis dahin ein recht zurückgezogenes, wenn auch nicht unzufriedenes Dasein



Eine Japanerin an einem typisch japanischen Zupfinstrument.

geführt hatten, kamen mit Emanzipationsideen in Berührung, guckten den Frauen, die aus der „größten Demokratie der Welt“ auf die Inseln gekommen waren, mancherlei ab und erfuhren nicht zuletzt im Kontakt mit amerikanischen Soldaten, daß die Frau im Abendland eine sehr viel selbständigere Stellung bekleidet, ja in den USA oftmals den Ausschlag gibt in Familienfragen.

All das führte dazu, daß heute auch in Japan die Frauen der jüngeren Generation sich von jahrhundertealten Fesseln befreit haben und bestrebt sind, es in vielen Dingen den Männern gleichzutun. Nicht zuletzt äußert sich das in Kleidung und Auftreten. Daneben hat aber auch der Industrialisierungsprozeß mit seinem Hunger nach billigen Ar-

beitskräften manche Frau aus dem friedlichen Umkreis des Hauses geführt und mitten in den Produktionsprozeß hineingestellt. Anpassungsfähig, wie sie als echte Asiatin ist, hat sie sich auch hier bewährt. Geblieben aber ist doch ein stiller Heimweh nach Zeiten, da man wohl noch kein politisches Mitspracherecht hatte und auf der Straße nicht neben, sondern hinter dem Ehemann einhertrippelte, dafür aber auch zart, hilflos — und vor allem sehr weiblich sein durfte. Wenn die Japanerinnen daher bei festlichen Gelegenheiten den Kimono tragen und alte Traditionen pflegen, dann wohl weniger der geachteten Überlieferungen zuliebe, als um sich doch irgendwo noch ein kleines Stück alter Lebensform zu wahren.

Landreform in Peru

Ich nahm kürzlich an einer Versammlung teil, in der einige Herren vom Komitee der Landreform über diese Angelegenheit sprachen. Als ich mir am Schluß einige Notizen machen wollte, freuten sich die Herren über mein Interesse und sagten, es sei nicht nötig, diese Notizen zu machen, sie würden mir die Unterlagen schicken. Sie notierten meinen Namen und Anschrift, aber ich warte bis heute vergebens auf die versprochenen Unterlagen.

Tatsache ist einmal, daß in Peru eine Landreform wünschenswert ist, denn ein verschwindend kleiner Prozentsatz von Leuten hat den Großteil der Ländereien von ganz Peru. Es ist darum auch zu verstehen, daß die Kandidaten für die Präsidentschaft in ihren Wahlreden mit der Landreform auf Stimmenfang ausgingen. Die Wahl fand am 9. Juni 1963 statt. Als Sieger ging Belaunde hervor. Am 28. Juli, dem peruanischen Nationalfeiertag, wurde er in sein neues Amt eingesetzt. In der Zeit zwischen seinem Wahlsieg und seiner Amtseinstellung hat Belaunde noch versprochen, die Landreform binnen kürzester Zeit zu verwirklichen. Aber beinahe wäre ihm die Sache über den Kopf gewachsen, denn mit dem Tag seiner Amtsübernahme hat die „Landreform“ auch begonnen. Am 28. Juli begannen nämlich auch die „Invasionen“, die zum Teil friedliche aber auch weni-

ger friedliche „Landnahme“ der Bevölkerung. Dorfgemeinschaften besetzten einfach die Ländereien der Großgrundbesitzer. Das geschah besonders im Zentrum Perus, im Hochland. Die Leute kamen mit ihrem Vieh, mit Kind und Kegel und begannen ihre Hütten aus Rasenstücken zu bauen und mit Gras abzudecken. Was nicht fehlen durfte bei diesen „Angriffen“, das war die peruanische Fahne. Sie sollte dem gesetzeswidrigen Geschehen einen gesetzlichen Anstrich geben. In der Regel wurde behauptet, daß die nun besetzten Ländereien ja seit urdenklichen Zeiten ihr Besitz ist, der ihnen widerrechtlich weggenommen

wurde. Daß viele von ihnen das Land aber einmal verkauft hatten, wollte keiner mehr wahr haben.

Diese Invasionen hat die Regierung zwar nicht gebilligt, aber doch geduldet. Sie sprach von Torpedierung der Landreform, aber tat nichts Entscheidendes gegen diese Art von Besetzung, denn sie gehen bis heute weiter. Die Polizei hatte nur die Aufgabe, Leben und Gesundheit der Besitzer zu schützen, denn diese liefen oftmals Gefahr, von den Invasoren gelyncht zu werden. Es kam auch zu regelrechten Schlachten zwischen verschiedenen Dorfgemeinschaften, weil sie sich gegenseitig Ländereien strei-

Das arme Landvolk in Peru besitzt nur ein Drittel des anbaufähigen Landes.



tig machten. Im Zentrum von Peru gibt es kaum mehr eine Länderei, die nicht invadiert wurde.

Mit der Zeit ist es den politischen Autoritäten doch gelungen, viele Invasionen rückgängig zu machen. Aber das besetzt gewesene Gebiet bleibt bis zur Regelung durch die Landreform Niemandsland. Auch der bisherige Besitzer kann dieses Land nicht benützen. Dadurch ist augenblicklich viel Land der Bewirtschaftung entzogen. In einem Falle — in der Ebene von Junin — mußten die Invasoren nach etwa 4 Monaten wieder abziehen, gezwungen durch Krankheit und das rauhe Klima, gegen das die behelfsmäßigen Rasenhütten keinen Schutz boten. Eben diese Invasoren hatten aus ihrem Dorf die Heiligenfiguren mitgebracht und den Herrn Prälaten A. Kühner gebeten, eine Kapelle bauen zu dürfen. Die Erlaubnis hierzu wurde ihnen nicht gegeben. Die Indios wurden getröstet, damit zu warten, bis alles gesetzlich geregelt sei.

Wie kam es zu diesen Invasionen? Allgemein nimmt man an — und dies ist in einigen Fällen auch bewiesen —, daß die Dorfgemeinschaften von kommunistischen Agitatoren zu diesen Landbesetzungen veranlaßt und aufgewiegelt wurden. Und der Präsident? Sicher ist, daß er nicht gerade kommunistenfeindlich eingestellt ist. Besser gesagt, er muß sich den Kommunisten etwas erkenntlich zeigen, weil diese vor der Wahl ihre Parteigänger öffentlich aufgerufen hatten, Belaunde zu wählen.

Und die maßgeblichen Leute der Landreform? Beinahe hat es den Anschein, als ob sie kommunistenfreundlich seien. Sie können zwar jetzt noch nichts unterneh-



Armes und zerlumptes Landproletariat.

men, weil das Gesetz über die Landreform noch nicht in Kraft getreten ist, aber im Land bestehen schon verschiedene Komitees, die sich mit der Landreform und ihrer praktischen Durchführung befassen.

Nach den oben erwähnten Vorträgen über Landreform fragte ich einen dieser Herren, ob man beabsichtigt, Einzelpersonen und Familien, oder nur geschlossenen Dorfgemeinschaften Ländereien zu geben. Die Antwort lautete: Den Dorfgemeinschaften auf Grund der Cooperativa.

Für die Landreform im Zentrum von Peru, das in dieser Beziehung den Vorzug haben soll, stehen für das Jahr 1964 200 Millionen Soles (6,7 Soles = 1 DM) zur Verfügung. In erster Linie sind das Mittel aus dem Ausland (USA). Wer die hiesigen Verhältnisse kennt, fragt sich, wohin viele dieser Millionen wohlfließen werden.

Die Ländereien sollen durch Enteignung gewonnen werden, falls die Besitzer sie nicht freiwillig zur Verfügung stellen. Viele Landbesitzer gehen schon jetzt

dazu über, ihre erstklassigen Tiere, vor allem Schafe, zu schlachten oder als Schlachtvieh zu verkaufen, weil sie nicht mehr genügend Weideflächen zur Verfügung haben. In den Dörfern hat man meist nur minderwertige Schafrassen. Schafzucht ist ja hier im Hochland die erste Erwerbsquelle. Die Landreform wird anfangs sicher nicht den gewünschten Erfolg bringen, weil die neuen Landbesitzer nicht zu wirtschaften verstehen. Die Regierung verspricht zwar, mit Maschinen und Fachleuten überall zu helfen, aber wird sie die nötigen Leute und Mittel zur Verfügung haben? P. Karl Krapf

Inzwischen erreichte uns die bittere Nachricht, daß P. Krapf, der Verfasser dieses Artikels, durch einen Autounfall tödlich verunglückte. Der Tod dieses jungen Paters (46 Jahre alt) bedeutet für unsere Prälatur Tarma einen schweren Verlust. P. Krapf war zuletzt Pfarrer in der Minenstadt Cerro de Pasco.



Von Genua nach Lima

Die Schifffahrt von Genua nach Callao-Lima ist schon wiederholt beschrieben worden, so daß ich darüber wohl kaum noch etwas Neues berichten kann. Hier also nur einige Dinge, die mir besonders aufgefallen sind. Bruder Kästel, der als erfahrener Missionar schon zum drittenmal eine solche Seereise antrat, sah von vornherein allem mit großer Ruhe und Gelassenheit entgegen. Er beherrscht die spanische Sprache. So war er mir ein guter Schutzengel und Reisegefährte.

In Genua wurden wir zunächst angenehm überrascht, weil alle Kisten und Koffer schon auf uns warteten und das Schiff pünktlich zu vorgesehener Zeit abfuhr. Unser Schiff, die „Vespucci“, war noch vom alten Typ der Linie „Italia“ und ist inzwischen wegen ihres ehrwürdigen Alters in den verdienten Ruhestand getreten. Es fehlten ihr daher manche moderne Annehmlichkeiten. Die „Vespucci“ – wie alle Schiffe der „Italia“ – hatte aber doch den Vorteil, daß wir 36 Priester an Bord täglich zelebrieren konnten und ein Schiffskaplan in allem für diese Möglichkeit sorgte. Ferner informierte uns ein Nachrichtenblatt des Schiffes zweimal täglich über das neueste Geschehen in der Welt. Ein kleines Bad an Bord gab Gelegenheit zur Erfrischung und Erholung. Mit Tischtennis und anderen Spielen

konnte man sich die Zeit vertreiben.

Gibraltar lag leider im Nebel, als wir es passierten, aber gleich danach brach die Sonne wieder durch die Wolken und Nebelschwaden, und die Küste Afrikas lag zum Greifen nahe vor uns, ein neuer Kontinent, aber nur zu einem kurzen Gruß; schon hatte uns der Ozean in die weiten Arme genommen und trug uns nach Westen. Auf Teneriffa, einer der sieben Kanarischen Inseln, begrüßten uns die ersten Bananenplantagen und Gärten mit farbenfroh leuchtenden tropischen Blüten. Delphine begleiteten uns fast auf der ganzen Fahrt, weil wir bis auf einen Tag immer ruhige glatte See hatten. Gewöhnlich kamen sie nur einen Augenblick an die Wasseroberfläche, um gleich wieder unterzutauchen. Nur einmal durchkreuzten wir einen ganzen Schwarm, der richtiggehende Luftsprünge machte und mit elegantem Kopfsprung wieder ins Wasser stach. Verschieden von den Delphinen sind die fliegenden Fische, die uns vor allem im Karibischen Meer begegneten; sie sind viel kleiner als die Delphine und fliegen wie Vogelscharen links und rechts vom Schiff auf und gleiten dann einige hundert Meter durch die Luft. In La Guaira (Venezuela) betraten wir den neuen Erdteil. Gleich hinter dem Hafen steigen die Berge mit

dichtem Gebüsch bedeckt über 1000 Meter steil an. Ihre Gipfel waren geheimnisvoll in Wolken gehüllt, während sich über dem Ozean ein stahlblauer Himmel wölbte und die Sonne unbarmherzig auf den Hafen brannte. Durch den Lautsprecher wurden wir gebeten, die Fenster und Türen der Kabine wegen der Hafenträuber gut zu verschließen und beim Ausgang besonders auf die Taschen, Fotoapparate und Kleinkinder zu achten, da diese von Vorübergehenden leicht aus der Hand gerissen und entführt werden. Im unwegsamen waldigen Gebirge des Hinterlandes konnten diese Räuber jederzeit untertauchen. Das unruhig blitzende Weiß in den Augen der Hafearbeiter, Taxifahrer und Polizisten – meist Negermischlinge – schien die Durchsage auf dem Schiff zu rechtfertigen.

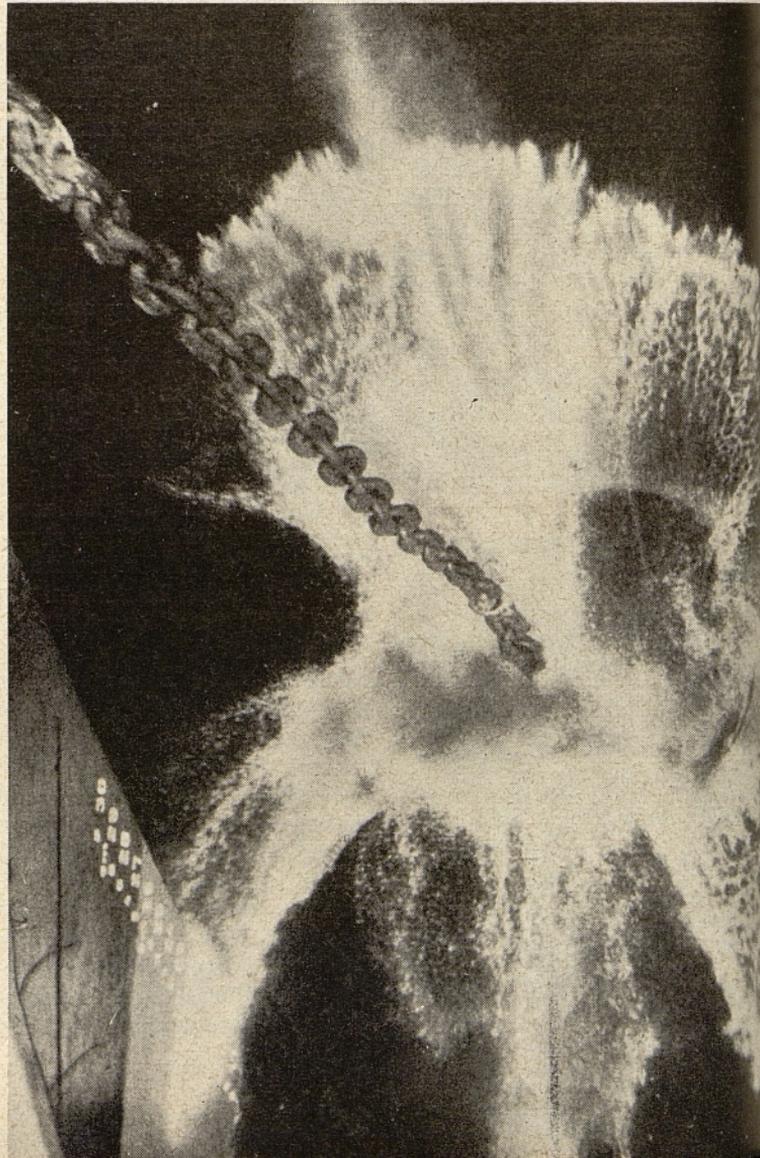
Zu der 18 Kilometer entfernten Hauptstadt Caracas in einem 900 Meter hoch gelegenen Gebirgstal führt eine wunderbar angelegte Autobahn durch Tunnels, die mit Fliesen ausgetäfelt sind, wie man sie vergebens in Europa suchen würde. Caracas liegt herrlich in Berge eingebettet und besitzt eine sehr schöne, modern und gut eingerichtete Universität. Weniger erfreulich wirken die luxuriösen Riesenzinnenpaläste neben den elenden Lehmhütten. Das ist typisch für die soziale Lage in Lateinamerika überhaupt.

Mit einem völlig anderen Bild überraschte uns am nächsten Tag die ehemals holländische Insel Curacao. Wir dachten, nicht mehr in Südamerika zu sein, sondern in einem holländischen Städtchen mit den netten weißen Häuschen und roten Ziegeldächern. Von allen Seiten grüßten Kirchen, Schulen und

Konvente. Die zierlichen Sträßchen mit sauberen Geschäften gleichen mehr einem Spielzeugkasten als der Wirklichkeit. Die Einwohner – drei Viertel aus Negern bestehend – waren bei der großen Hitze auffallend sauber und dezent gekleidet. Man hörte kein Hupen, kein Lärmen oder Schreien; eine märchenhafte Insel des Friedens, auf der man zudem noch sehr billig einkaufen konnte.

Karthagena in Kolumbien hinterließ wiederum ganz andere Eindrücke, weil es ganz vom

spanischen Baustil der Kolonialzeit und auch vom spanischen Geist geprägt ist. In Cristobal am Panamakanal herrschte dagegen vorwiegend nordamerikanischer Lebensstil. Dort waren auch viele chinesische und japanische Geschäfte zu finden. Vier Tage in Amerika und jeder Tag ein ganz anderes Bild von Land, Volk und Lebensweise! Diese ungeheure Vielschichtigkeit mit den größten Gegensätzen ist wohl das typische Südamerika, Peru nicht ausgenommen. P. D. J. Pfanner



Koko und Poko

Viele Streiche, sagt der Koko,
zu dem lieben Freunde Poko,
haben wir schon ausgeheckt.
Doch heute hab' ich was entdeckt.

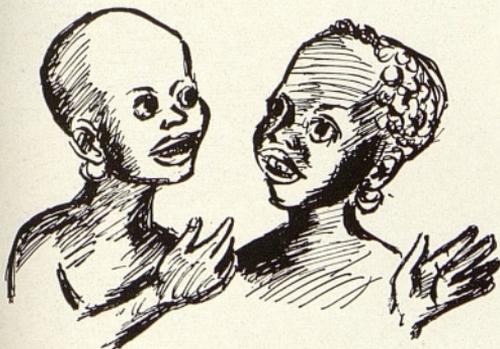
Wahrlich eine Löwenjagd,
nur der beste Jäger wagt.
Aber unsere beiden Tröpfe,
haben nicht so schlaue Köpfe.

In der heißen Wüstensonne
wars dem Löwen eine Wonne,
ausgestreckt auf allen Vieren,
seine Beute zu visieren.

An dem Haus vom Missionar,
wo ich heute morgen war,
sah ich wirklich, glaub mir nur,
eine frische Löwenspur.

Ohne Waffen, ohne was
laufen sie durchs Steppengras,
bis sie plötzlich unversehn
vor des Löwen Rachen stehn.

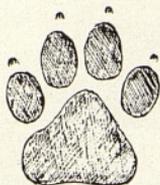
Seine Augen sprühen Feuer,
und den Rachen ungeheuer
öffnet er, um sich zu laben
an den fetten Negerknaben.



Denk dir nur den tiefen Schreck,
wenn der Pater sie entdeckt.
Meine Ansicht ist nun die,
Poko, wir verwischen sie.

Doch den rechten Augenblick
wählen beide mit Geschick.
Werfen Sand dem schlimmen Tier
in die Augen voller Gier.

Schon sind beide an der Stelle
und es geht mit Blitzesschnelle.
Mit Palmenwedeln in der Hand
zerstören sie die Spur im Sand.



Dann laufen schnell sie querfeldein,
der Löwe holt sie nicht mehr ein,
weil er sich, vom Sand geblendet
in die falsche Richtung wendet.

Sicher braucht das nicht viel Kraft,
doch es weckt die Leidenschaft,
auch die Jagdlust und die Gier,
zu suchen nach dem Ungetier.

Die beiden aber, totenbleich,
erreichen einen großen Teich.
Auf einem Kahne in der Bucht
endet glücklich ihre Flucht.



Der Stolz und die hoffnungsvolle Zukunft der afrikanischen Kirche sind ihre einheimischen Bischöfe, Priester und Ordensschwwestern.